Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Diese Nummer kostet auf allen Bahnhöfen und bei den Zeitungs-Verkäufern 10 Pf.

Redaktion und Expedition: 153 Fernsprecher 222 Johannisgasse 8.
Haupt-Filiale Dresden: Marienstraße 34 Fernsprecher Amt I Nr. 1713.
Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10 Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Handelszeitung.

Amtsblatt des Königl. Land- und des Königl. Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰. Familien- und Stellen-Anzeigen 20 ₰.
Finanzielle Anzeigen, Geschäftsanzeigen unter Text oder an besonderer Stelle nach Tarif.
Die 4gespaltene Reklamezeile 75 ₰.

Annahmeschluß für Anzeigen: Abend-Ausgabe: vormittags 10 Uhr. Morgen-Ausgabe: nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Extra-Beilagen (nur mit der Morgen-Ausgabe) nach besonderer Vereinbarung.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.
Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig (Inh. Dr. B., R. & E. Klinkhardt).
Herausgeber: Dr. Victor Klinkhardt.

Nr. 227. **Freitag** den 5. Mai 1905. **99. Jahrgang.**

Das Wichtigste vom Tage.

* Heute tritt in Berlin die Konferenz zur Reform der Eisenbahnpersonentarife zusammen. Ueber die Betriebsmittelgemeinschaft werden am 23. Mai und 14. Juni weitere Konferenzen stattfinden. (S. Deutsches Reich.)

* In Warschau wurde gegen eine Patrouille eine Bombe geschleudert, die nicht explodierte. In Odessa, Melitopol, Simferopol und Nischni-Nowgorod haben neue Krawalle begonnen. (S. den Artikel.)

* Das dritte russische Geschwader hat heute morgen 5½ Uhr Singapore passiert. (Siehe russ.-jap. Krieg.)

Zur Reichsfinanzreform.

In offiziösen Blättern wird jetzt verkündet, im Herbst wolle der Freiherr von Stengel endgültig mit den Gepflogenheiten brechen, die das Deutsche Reich hinsichtlich seiner Finanzwirtschaft von dem unrühmlich bekannten Pumpus von Berufsn entlehnt hat. Nun ist zwar die Frage der Reichsfinanzreform seit etwa zehn Jahren nicht mehr aus der wissenschaftlichen Erörterung verschwunden, in weiteren Kreisen aber ist doch immer noch die irrige Vorstellung verbreitet, es handle sich hier mehr um eine technische Pedanterie, als um ein wichtiges Interesse der Volksgemeinschaft. Ein kurzer Rückblick auf die finanzielle Entwicklung des Reiches wird darlegen, daß diese Anschauung irrig ist.

Als das Reich entstand, war es schuldenfrei. Es begann 1875 zu leihen, erreichte 1891 schon 1½ Milliarden und hatte Ende 1902 bereits einen Schuldenstand von 3 Milliarden überschritten. Der jährlichen Zinsenlast von jetzt rund 130 Millionen stehen verschwindend wenig rentierende Anlagen gegenüber. Von den jährlich zu zahlenden Zinsen hat das Reich keinerlei Vorteil. Zudem findet eine regelmäßige Schuldentilgung wie in Preußen beim Reich nicht statt, so daß der Schuldenzuwachs rapid erfolgt. Wir befinden uns in einem dramatischen Defizit: der Anleihebedarf für 1905 beträgt 344 Millionen. Wollten wir aber jährlich ungefähr 300 Millionen neue Schulden aufnehmen, so würden sich im nächsten Dezennium 3 weitere Milliarden an Schulden aufsummen. Aus diesen Zahlen ergibt sich mit Notwendigkeit, daß das Reich sich neue Einnahmen schaffen muß, denn die Ausgaben steigern sich dauernd und die Einnahmen halten keineswegs mit ihnen Schritt, obwohl der Reichstag schon nicht selten die Zukunft eskomptiert und die Ausschläge im Etat hinaufgesetzt hat, ein Verfahren, das der Finanzpolitiker Köppe mit dem naiven Mittel veranlaßt hat, hohe Wärmegrade durch Anhauchen des Thermometers erzielen zu wollen. Ein dauerndes Mißverhältnis von Ausgabe und Einnahme führt zur Aktionsunfähigkeit, zur Versäumnis von Kulturfortschritten und in Zeiten wirtschaftlicher Krisen oder im Kriegsfall muß eine so mangelhafte Finanzwirtschaft sich schwer rächen. Die einzig wirksame Kur würde die sein, in Zukunft keine regelmäßig laufenden Ausgaben ohne eigene Deckung des Reiches zuzulassen; als anleihebegründend nur solche Aufgaben anzuerkennen, welche sich finanziell rentieren oder in der Tat vereinzelte Anläße von ganz außerordentlichem Charakter und bleibender Nachwirkung darstellen, endlich in jedem Etat auch eine Summe zur Schuldentilgung, mindestens 1 Prozent des Schuldenstands — also gegenwärtig schon zwischen 30 und 40 Millionen Mark jährlich — unter die ordentlichen Ausgaben aufzunehmen. Zu diesem Zweck aber wird es notwendig sein, dem Reiche neue Einnahmequellen zu erschließen. Diese Aufgabe ist zu allerdings unpopulär, denn zwischen einem Steuergesetz und einer Bonbonnière wird immer ein Unterschied bleiben. Der gemeine Mann trägt den Staat wie eine Last, hat Hebbel gesagt, aber der Satz läßt sich wohl dahin ausdehnen, daß die Zahlungspflichtigen stets unzufrieden sind, in welchen Kreisen sie auch leben mögen.

Der Laie wird vielleicht fragen, wozu denn die Einzelstaaten da sind, die ja doch bekanntlich Matrikularbeiträge zahlen sollen. Aber gerade das Verhältnis der Einzelstaaten zum Reiche läßt die Reform so dringlich erscheinen. Der Gesandte a. D. und Professor auf der Universität Heidelberg, Dr. Eugen von Jagemann, hat eben jetzt in einer „Zur Reichsfinanzreform" betitelten Broschüre (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung) dies Verhältnis durch ein treffendes Beispiel illustriert. Ein Vater hat seinen Söhnen und verheirateten Töchtern Zuschüsse versprochen und diese haben ihre Lebenshaltung danach eingerichtet. Nach einiger Zeit stellt aber der Herzensvater die Zuschüsse nicht nur ein, sondern verlangt, daß die Kinder ihn alimentieren sollen, und wenn ein Betrag hierfür vereinbart ist, so erklärt er ihn nachträglich für unzureichend und fordert Erhöhung: Ganz so ist es den Einzelstaaten ergangen. Die Franckensteinsche Klausel wies ihnen den größten Teil der Reichseinnahmen zu und dieses Dauergeschenk verführte sie zur Ueberspannung ihrer staatswirtschaftlichen Kräfte. Bald aber mußten die Einzelstaaten dem Reich mehr zuschießen, als sie nach der Franckensteinschen Klausel empfingen. Außerdem aber war es ihnen unmöglich, ein festes Budget aufzustellen, weil sich die Schwankungen des Reichsetats nicht voraussehen lassen und weil z. B. ein größerer Nachtragsetat des Reiches alle Berechnungen wieder umwirft. In Baden beispielsweise hat sich im Verlauf weniger Jahre die Umwandlung vollzogen, daß es 1879 für 5 Millionen Matrikularbeiträge effektiv zahlungspflichtig war, dagegen 1889 rund 3¼ Millionen Ueberweisungen erhielt; das bedeutete also für ein Land von etwa 2 Millionen Einwohnern in einem Dezennium eine Verschiebung der Renten- oder Lastenbilanz um 8¼ Millionen. Dann aber folgte allmählich wieder der Uebergang von jährlichem Empfang von 3¼ Millionen zur effektiven Hingabe von ¾ Millionen. Insbesondere in den Kleinstaaten, welche Bismarck mit Recht als den Mörtel zwischen den Quadern bezeichnete, ist die Finanzfrage zu einer Existenzfrage geworden. Allerdings übt das Reich die Befugnis, seinen Bedarf aus den Gliedstaaten herauszuschlagen, fast nicht mehr aus, weil diese selbst zumeist infolge der Bedürfnisse des Reiches ihre Wirtschaftsbedürfnisse so ausgedehnt haben, daß sie so gut wie nichts mehr abgeben können. Wo nichts ist, hat eben auch der Kaiser sein Recht verloren. Indessen diese Praxis der Schonung stellt doch nur ein tatsächliches Verhältnis ohne staatsrechtliche Garantien dar und die Einzelstaaten sind immerhin der Möglichkeit ausgesetzt, daß ihre Beitragspflicht bei ungünstiger Konjunktur doch wieder in höherem Maße angesprochen werden kann. Sie sind aber auch, solange die Reichsfinanzreform nicht durchgeführt ist, an einer gesunden Entfaltung ihrer etwa vorhandenen weiteren Steuerkraft behindert, da sie ja die Richtung dieser Reform nicht kennen und ihre Arbeit unter Umständen vergeblich sein würde. Die Rücksicht auf die Einzelstaaten hat nun den Reichstag zu der heutigen losen Anleihepraxis verführt. Es ist also notwendig, den Kurs der Zukunft so zu wählen, daß man weder die Deckung auf die Einzelstaaten abschiebt, noch eine unsolide Leihwirtschaft einreißen läßt, sondern die mittlere Linie wählt. Dies ist der gerade, aber unpopuläre Weg, das, was nötig ist, durch das Reich von den Volksgenossen erheben zu lassen. Dabei darf aber die Rücksicht darauf nicht vergessen werden, daß dem Einzelstaat die finanzielle Selbständigkeit und die letzten Reserven seiner Steuerkraft, ohne die er sich nicht fortentwickeln kann, nicht genommen werden dürfen. Zwei Ziele also muß die Reichsfinanzreform verfolgen. Sie muß neue Einnahmen schaffen, und das ist, wie auch Graf Bülow einmal im Reichstage betont hat, nur eine Frage des Wollens, nicht des Könnens. Die neuen Einkommensquellen aber müssen so gewählt werden, daß das Finanzwesen der Einzelstaaten nicht geschädigt wird. Die zweite Aufgabe ist die, dem Verhältnis des Reiches zu den Gliedstaaten einen neuen staatsrechtlichen Boden zu bereiten, denn die heutige Ordnung ist auch von ihren Begründern nur als provisorisch aufgefaßt worden.

Die Marokkofrage.

Die Konferenzen Edwards VII. mit Balfour.

Aus London wird gemeldet: In hiesigen politischen Kreisen beschäftigt man sich eingehend mit den Konferenzen, die König Eduard in Paris mit Loubet und Delcassé gehabt, zumal den König bei der Rückkehr Balfour und Lansdowne zur Konferenz erwarteten. Man glaubt, daß der Gegenstand dieser Konferenz die Besprechungen des Königs mit Loubet und Delcassé waren. Der König habe sich keineswegs vergnügungshalber in Paris aufgehalten.

Der Bescheid des Sultans.

Dem „Matin" wird aus Fez gemeldet: Der Sultan hat, nachdem er durch den französischen Gesandten über die Notwendigkeit der Reformen überzeugt worden ist, erklärt, er wolle zur Durchführung dieser Reformen nur die Mitwirkung aller Mächte und nicht diejenige Frankreichs allein annehmen.

Der „Times"-Korrespondent in Tanger

telegraphiert seinem Blatte: Ein marokkanischer Beamter teilte mir die französischen Vorschläge für die Finanzreform Marokkos mit. Es wird vorgeschlagen, eine marokkanische Staatsbank zu errichten, die alle Fragen des Geldumlaufes regulieren und die Frage des fremden Wechselkurses endgültig lösen soll. Die marokkanische Münze soll auf Parität mit der französischen und englischen Münze gestellt werden. Die Bank, die tatsächlich das Schatzamt in Marokko werden würde, solle die Zahlungen an alle Beamten und an das Heer übernehmen, die Steuer- und Zolleinnahmen in Empfang nehmen und dabei das Recht behalten, sich dem zu widersetzen, daß der Maghzen Geld diesen Fonds entziehe. Aller marokkanische Regierungsbesitz soll von dieser Bank verwaltet und der Einnahmeüberschuß des Besitzes der Moscheen zur Gründung und Erhaltung von Schulen für die Verbreitung der französischen Sprache verwendet werden. Der Maghzen soll sich verpflichten, Anleihen nur bei dieser Bank zu nehmen. Die Banque de Paris et des Pays-Bas, so wird weiter vorgeschlagen, wird um ein Gutachten ersucht werden, ob die Bildung der marokkanischen Bank jetzt angezeigt sei. Zur Erhöhung der Staatseinnahmen wird vorgeschlagen, den allen Personen, die Marokko betreten, eine Steuer zu erheben, und den Paßzwang einzuführen.

Die Engländer in Algier.

In der „Libre Parole" schreibt Herr Drumont: Die Oberflächlichkeit, mit der unsere regierenden Englandfreunde die Interessen Frankreichs beurteilen, macht eine Klarstellung der tieferen Ursachen des Marokkostreites ganz unmöglich. Man sollte sich doch endlich klar machen, daß England die Herrschaft über ganz Nordafrika anstrebt; daß es aber die Eroberung und die kulturelle Vorbearbeitung der nordafrikanischen Länder den anderen Völkern überläßt. Wir mußten Aegypten erobern und den Suez-Kanal bauen, damit sich England in das fertige Nest setzen konnte. In Tripolis sollen die Italiener diese Arbeit machen; aber schon jetzt haben sich dort die Engländer alle wichtigen Punkte gesichert, um von dort aus nachher die Italiener hinauswerfen zu können. In Marokko sollen die Franzosen für England dieselbe Arbeit machen, wie in Aegypten. Das wichtigste aber ist, daß sich die Engländer bereits in Algier häuslich einrichten. König Eduard hütete sich wohl, den noch unbearbeiteten Boden Marokkos zu betreten; aber in Algier konnte er sich an dem Anblick der reichen Zukunftskolonie Englands laben. Dort konnte er die verständnisvollen heimlichen Blicke austauschen mit den Hunderten von englischen Unternehmern und Kaufleuten, welche sich immer mehr zu den Herren des wirtschaftlichen Lebens in Algier machen. Vorläufig spielen sie sich dort als Helfer und Freunde der Franzosen auf; aber wenn es England gelingen sollte, Frankreich noch einmal zu einem unglücklichen Krieg zu treiben, so würde sehr bald die britische Flagge auf den Forts von Algier wehen."

Die Krisis in Russland.

In Warschau.

Von den Verwundeten des 1. Mai sind, wie aus Warschau gemeldet wird, noch 11 gestorben, so daß die Gesamtzahl der Getöteten nunmehr 42 beträgt. Der Generalstreik gilt als teilweise mißlungen. Die Fabriken und Druckereien ruhen, die Zeitungen erscheinen nicht, doch waren die Handelsgeschäfte bis mittag geöffnet und erst nachmittag geschlossen. Der Tramwaybetrieb ist nur vorübergehend gestört. Man sieht wenig Droschken auf den Straßen. In der Warschauer und der Loschnostraße wurde eine größere Menschenmenge mit blanker Waffe vom Militär zerstreut, wobei einige Personen Säbelhiebe und Bajonettstiche erhielten. Um 10 Uhr abends wurde in der Marschalkowskajastraße von unbekannter Hand eine Bombe unter das Pferd des berittenen Oberpolizeimeistergehilfen Zenfarth geschleudert. Das Projektil explodierte, war aber zu schwach, so daß kein Schaden angerichtet wurde. Nachmittags 5 Uhr sollten einige weitere Opfer die im Hospital verstorben waren, unter großem Geleit begraben werden, die Menge wuchs jedoch in so bedrohlicher Weise an, daß die Polizei, um jeden Anlaß zu Ausschreitungen zu vermeiden, die Bestattung auf den nächsten Morgen früh 7 Uhr verschob. In der Grzybowskajagasse wurden Kosaken vom Publikum verhöhnt, worauf sie mit der Peitsche einschritten.

Vermehrung der Krawallplätze.

In Czenstochau veranstalteten gestern 700 Personen, darunter angeblich auch Soldaten, Demonstrationen. Auf den Fabrikschornsteinen stecken rote Fahnen. Die Stadt wird militärisch scharf bewacht. Im übrigen herrscht im Grenzgebiet Bendzin Ruhe. Die Arbeit im Bezirk Sosnowice und Dombrowa ist vorläufig nirgends unterbrochen. — Aus Odessa meldet ein Telegramm: In der Deribassow-Straße wurde gestern eine Person verhaftet, die eine Sprengbombe bei sich trug. In der Semskaja-Straße wurde eine Waffenniederlage entdeckt. — Nach einer Meldung aus Melitopol (Gouvernement Taurien) kam es dort am letzten Montag zu Unruhen, wobei Juden gemißhandelt und jüdisches, aber auch christliches Eigentum zerstört und geplündert wurde. Eine Reihe von Buden wurde verbrannt. Die Ordnung wurde von den Truppen wiederhergestellt. — In Simferopol fanden antisemitische Krawalle statt. Häuser und Läden wurden geplündert. Auch in Mariampol und Melitopol fanden solche statt. In Nischni-Nowgorod kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen Volk und Militär, bei denen mehrere Personen getötet, zahlreiche verwundet wurden.

Die Altgläubigen.

Im Zusammenhang mit dem Toleranzerlaß hat der Zar, wie bereits gemeldet wurde, die Kirchen der Altgläubigen auf dem Rogoschki-Friedhof in Moskau wieder öffnen lassen, die seit 49 Jahren geschlossen waren. Es geschah nach einem Bericht der „Nowoje Wremja" in Gegenwart des aus Petersburg entsandten Generaladjutanten Fürsten Galizyn und des Stadthauptmanns. In der großen Sommerkirche, die nicht geheizt werden durfte, hatten sich die Priestereien sehr gut erhalten; an einigen Stellen war der Stuck abgefallen. Auch das altertümliche und kostbare Kirchengerät hatte sich gut erhalten, wenn auch alles mit einer dicken Staubschicht bedeckt war. Nachdem es bekannt geworden war, daß die Kirchen geöffnet worden seien, versammelten sich auf dem Friedhofe große Mengen von Altgläubigen. Während die Türen entsiegelt wurden, weinten viele, andere beteten laut, wieder andere äußerten Gefühle des Dankes für den Kaiser. Während des Gottesdienstes war die Kirche überfüllt. Die Altgläubigen verbeugten sich tief vor den Abgesandten und baten, dem Kaiser ihre tiefe Dankbarkeit zu übermitteln.

Graf Schuwalow.

Der neuernannte Stadthauptmann von Moskau, ein Sohn des ehemaligen russischen Botschafters in Berlin, Graf Paul Schuwalow, war lange Jahre hindurch Hofmeister des ermordeten Großfürsten Sergius und intimer Freund dieses Oheims des Zaren. Vor ungefähr vier Jahren bekleidete er den Posten des Stadthauptmanns von Odessa, wo er wegen brutaler Unterdrückung der seinerzeit vielbesprochenen Arbeiterunruhen sich sehr unbeliebt machte. Er mußte bald darauf den Odessaer Posten verlassen und ist dem Ministerium des Innern zur Dienstleistung zugeteilt worden.

Feuilleton.

33]

Möblierte Zimmer.

Roman von Rudolf Hirschberg-Jura.
Nachdruck verboten.

„Schön. Ich erwarte also, daß Sie mir baldigst Bescheid geben."

Ewald ging und war über den hoffnungsvollen Umschlag seiner Verhältnisse in der glücklichsten Laune. Bisher hatte er in seiner Erregung das Uebergehen oder Hinausschieben der gewohnten Mittagsmahlzeit gar nicht bemerkt. Jetzt überkam ihn der Hunger mit doppelter Gewalt. Rasch ließ er sich im Wartesaal des Berliner Bahnhofs ein Mittagessen servieren und trank eine Flasche Wein dazu, deren Marke ihm der Bedeutung des heutigen Tages würdig zu sein schien.

Mit wohlwollender Neugier musterte er die Reisenden, die nur in geringer Zahl an den anderen Tischen des Saales saßen. Sie hatten alle ernste oder gar finstere Mienen und waren doch offenbar alle im Begriff, eine Reise anzutreten, die sie rasch einem ersehnten Ziele näher bringen sollte. Sonderbar, daß sie so sauer dazu sahen. Ewald war viel vergnügter. Freilich diese Leute sollten in den nächsten Minuten die ruhige Luft der schüttelnden Eisenbahnfahrt schlucken; er aber saß jetzt im Wartesaal des hellen, sonnigen Glücks, und jeden Augenblick konnte ein Engel eintreten, mit einer kleinen Himmelsglocke klingeln und ihm freundlich zurufen: „Einsteigen!"

Um noch in Ruhe eine gute Zigarre zum Kaffee zu rauchen, war es leider zu spät. Ewald mußte sich eilen, um noch zu seiner Nachmittagsarbeit zurecht zu kommen, und er war voll der besten Vorsätze, seinen Dienst recht aufmerksam und gewissenhaft zu versehen und den Chef dadurch zu einer früheren Entlassung geneigt zu machen, als er sie rechtlich beanspruchen konnte.

Leider war er vor lauter Glück nicht imstande, seine guten Vorsätze zu betätigen. Aller fünf Minuten starrte er von seiner Schreiberei auf in die Luft und gab sich träumerischen Zukunftsbildern hin, und als er zum Schluß dem Chef ein paar Briefe zur Unterschrift vorlegte, warf er ihm das Tintenfaß um. Damit war dessen Geduld erschöpft:

„Herr Vermoser", rief er zornig, „Ihre Unachtsamkeit ist unerträglich. Ich bin schon längst nicht mehr mit Ihnen zufrieden und hatte mir von Ihnen als einem gebildeten jungen Manne in jeder Beziehung weit bessere Leistungen erwartet. Am liebsten entließe ich Sie jetzt auf der Stelle."

Ewald frohlockte im stillen über diese zornige Aufwallung, die seinen Wünschen so entgegen kam, und erwiderte bescheiden.

„Ich habe leider auch das Gefühl, bei Ihnen nicht an meinem rechten Platze zu sein, und wäre durchaus einverstanden, wenn Sie unsere Beziehungen sogleich lösen wollten."

„Aber mit Vergnügen! Gehen Sie auf der Stelle! Gehen Sie an die Kasse und machen Sie dort Ihre Abrechnung. Gehen Sie. Gehen Sie!"

Eine halbe Stunde später stieg Ewald mit vollem Portemonnaie und vollem Herzen die Treppen zu seiner Wohnung empor. Denn seit einiger Zeit aß er wieder sparsam zu Hause. Klara stand in seinem Zimmer und war beschäftigt, ihm den Abendbrottisch zu decken. Sie hatte seine zeitigere Rückkehr nicht vermutet und war im Begriff, das Zimmer mit einem Wort der Entschuldigung zu verlassen.

Ewald fühlte sein Herz von glücklicher Stimmung überschwellen. Gern hätte er Klara zur Vertrauten seiner frohen Neuigkeiten gemacht. Aber als er dem kalten Ernst ihrer schönen Züge und dem ruhigen Blick der kühlen blauen Augen begegnete, fand er zu einer vertraulichen Anrede keine Worte. Einen Augenblick schwankte er. Dann sagte er:

„Es tut mir leid, Fräulein Klara, daß Sie sich heute umsonst bemüht haben. Ich esse heute abend nicht hier. Ich will zu meiner Mutter gehen."

„Ich werde den Tisch wieder abräumen, wenn Sie gegangen sind", antwortete sie und entfernte sich.

Ewald wusch sich rasch Gesicht und Hände, meldete sich durch einen kurzen Brief für den nächsten Morgen zum Antritt seiner neuen Stelle an, und ging nach der Weststraße. Mama war entzückt, ihn endlich einmal wieder des Abends bei sich zu haben. Denn das war lange nicht vorgekommen. Und sie freute sich seiner heiteren Stimmung, die sie ebenfalls lange nicht an ihm beobachtet hatte. Gerda hingegen konnte die boshafte Vermutung nicht zurückhalten, daß Ewald nur gekommen sei, um das entgangene Mittagessen nachzuholen.

Ewald lachte und erwiderte:

„Oh nein! Ich bin nicht gekommen, zu empfangen, sondern mitzuteilen. Nicht der Hunger, sondern das mitteilungsbedürftige Herz und der sogenannte Familiensinn haben mich nach Hause getrieben. Gegessen habe ich heute Mittag ausreichend, liebe Schwester, und, ohne deiner Kochkunst damit zu nahe treten zu wollen, es hat mir so gut geschmeckt, wie seit langem nicht. Aber zur Strafe für deinen kränkenden Argwohn werde ich Euch heute von den angenehmen Nachrichten, die ich für Euch habe, nur zum Kosten ein wenig knabbern lassen und die volle schöne Wahrheit einstweilen noch für mich behalten. Also: ich habe von morgen an eine andere Stelle, und es werden in unser aller Leben sehr bedeutsame und erfreuliche Veränderungen eintreten! Was sagt Ihr nun?"

Zu seiner Ueberraschung erregte zwar diese Mitteilung mehr Unglauben als Neugier. Aber er nahm die Enttäuschung nicht schwer, und als er sich zu Tisch setzte, belustigte ihn der Gedanke, daß die Tage dieser Pension nun bald gezählt sein würden. Er bemitleidete mit einem heimlichen Lächeln die Tafelrunde, die hier so warm und sicher zu sitzen wähnte und nicht wußte, daß sie auf einem Vulkan saß.

Dieses Mitleid verstärkte noch seine gute Laune. Er fühlte sich verpflichtet, den armen Leuten die letzten Tage noch möglichst angenehm zu machen, erschöpfte sich in allerhand Liebenswürdigkeiten, und bald war die ganze Pension von einer solchen Vergnügtheit erfüllt, wie sie sonst nur das Vorrecht des alten gichtigen Fräulein Mangold zu sein schien.

SLUB
Wir führen Wissen.